

49 Prozent

Männer, dieses Frauenbuch müsst ihr lesen!



Patrick Imhasly

Ob im Flugzeug oder am Strand: Wer in diesen Tagen seine Herbstferien in Italien verbringt, trifft überall Frauen aus der Schweiz, die Elena Ferrante lesen. So heisst das Pseudonym einer italienischen Autorin, deren wahre Identität bis heute nicht zweifelsfrei geklärt ist. Ihre fesselnde Geschichte einer Frauenfreundschaft beginnt in einem Armutsviertel im Neapel der fünfziger Jahre und trägt über vier Bände bis in die Gegenwart. Die Tetralogie ist zuerst in Italien, dann in den USA und jetzt - mit dem mittlerweile dritten Band auf Deutsch - auch hierzulande zu einer literarischen Sensation geworden. Zumindest unter Frauen, denn ich kenne kaum Männer, die Ferrante lesen.

Frauen schreiben für Frauen, Männer für die Welt: So lautet ein weitverbreitetes Gender-Klischee in der Literatur, das allerdings keineswegs aus der Luft gegriffen ist. 2015 stellte Goodreads, eine englischsprachige Internetseite mit Buchtipps, fest, dass die Leserschaft einer Autorin zu 80 Prozent weiblich und jene eines Autors zu 50 Prozent weiblich ist. Elena Ferrante erklärte in einem

schriftlichen Austausch mit dem «Spiegel», Männer nähmen von Frauen geschriebene Bücher als Bücher für Frauen wahr. Und die amerikanische Schriftstellerin Siri Hustvedt hat jüngst in einem Essay erzählt, selbst Frauen dächten, die männlichen Figuren in ihren Romanen habe nicht sie, sondern ihr Mann, der Autor Paul Auster, geschaffen und beschrieben.

Frauen können besser in die Köpfe von Männern steigen, als dass sich Männern vorstellen können, wie Frauen ticken. Das - und nicht irgendeine Form von subtiler und deshalb besonders fieser Geschlechterdiskriminierung - ist der Grund, warum Frauen Männerbücher lesen, Männer mit Frauenbüchern sich aber schwertun. Frauen haben wenig Berührungängste mit Geschichten, die von Männern handeln, die zerfressen sind von Ehrgeiz und sich selbst ins Verderben reiten, weil sie glauben, niemals versagen zu dürfen. Den Männern hingegen sind Geschichten über die inneren Zwänge von Frauen schnell einmal zu rührselig.

Die «Neapolitanische Saga» von Elena Ferrante ist die einmalige Gelegenheit für Männer, sich literarisch anrühren und blendend unterhalten zu lassen - und sich dabei en passant mit der Psyche von Frauen vertrauter zu machen. Die Bücher handeln von den Lebenswegen der auf Gedeih und Verderb miteinander verbundenen Elena, die eine glänzende Bildungskarriere macht und doch ihre Selbstzweifel nie zu überwinden vermag, und der genialen, aber wilden und zerstörerisch verlangten Lila, die dem Elend



Man lernt die Wünsche und Sehnsüchte von Frauen kennen, die in einem sozialen Gefüge eingebunden sind, aus dem Flucht nicht vorgesehen ist.

im Viertel zu entkommen versucht, indem sie ihr Schicksal an reiche, jedoch brutale und rücksichtslose Männer knüpft.

Man lernt die Wünsche und Sehnsüchte von Frauen kennen, die in einem sozialen und familiären Gefüge eingebunden sind, aus dem Flucht nicht vorgesehen ist. Man begreift, wie sich Frauen ständig anpassen müssen, weil ihre Väter, ihre Brüder und ihre herzlosen Mütter über ihr Leben bestimmen. Und man versteht, was es bedeutet, ein Leben lang nach Schlupflöchern zu suchen, um sich selbst zu verwirklichen - sei es mit einem rebellischen Artikel in einer Schülerzeitung oder durch die Macht, die Schönheit über Männer ausübt. Und endlich wird einem klar, warum gerade tiefe Frauenfreundschaften den Kern der Rivalität in sich tragen und Frauen häufiger auf ihre Schwächen, als auf ihre Stärken fokussiert sind.

Das Schöne an der «Neapolitanischen Saga»: Wer mit der psychologischen Sichtweise wenig anzufangen vermag, der kann die vier Bände auch als packende Zeitgeschichte lesen. Sie zeichnen das bisweilen erschütternde Sittengemälde der italienischen Gesellschaft im Laufe der letzten Jahrzehnte: von den erzkatholischen Verhältnissen und mafiosen Strukturen im Neapel der fünfziger Jahre, über den linken Terror der siebziger Jahre bis zu den akademischen Milieus im noblen Florenz der heutigen Zeit. Männer, dieses Frauenbuch müsst ihr lesen!

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

Wie Gerichte die Parteien finanzieren



Markus Felber

Zurzeit wird in der Schweiz eine Verfassungsinitiative «für eine echte Gewaltentrennung - ohne politisch abhängige Richter» vorbereitet. Dass der Vorstoss politisch Chancen hat, darf bezweifelt werden. Doch das Anliegen ist berechtigt und dringend. Das wird keiner infrage stellen, der Richterwahlen in der Schweiz ohne parteipolitische Scheuklappen beobachtet.

Am bedenklichsten ist die Situation am schweizerischen Bundesgericht, in das seit 1942 nie mehr ein parteipolitisch unabhängiger Richter gewählt wurde. Zwar ist ein Parteibuch nicht per se hinderlich für das Amt des Richters, und gar mancher würde es nach der Wahl nur allzu gerne entsorgen. Doch das geht nicht, weil alle sechs Jahre eine Wiederwahl ansteht, die ohne Support durch die eigene Partei kaum zu gewinnen ist. Jeder Richter schielt daher ab und zu vor heiklen Entscheiden auf die Parteizentrale, und das reicht genau besehen aus, um einen Anschein von Befangenheit zu begründen.

Die Einschränkung der richterlichen Unabhängigkeit beruht einerseits auf dem helvetischen Staatsverständnis, laut dem nicht Richter das letzte Wort haben sollen, sondern Parlament und Volk. Bei der periodischen Wiederwahl könnte ein Richter aus dem Verkehr gezogen werden, der Gesetz und Verfassung nicht in genehmer Weise auslegt. Dass es noch nie dazu kam, zeigt vermutlich, dass allein schon die Drohung wirkt.

Andererseits gewährleistet dieses System, dass die Richter einen Teil ihres Gehalts brav der Parteikasse abliefern. Über Zahlen redet keiner, doch ist davon auszugehen, dass auf diesem Weg jedes Jahr allein aus dem Bundesgericht gut eine Million Franken in die Parteikassen fliessen. Hier müsste ansetzen, wer Remedur schaffen will. Solches Ämter-Leasing, das nichts anderes als eine verdeckte staatliche Parteienfinanzierung ist, müsste gesetzlich verboten werden. Allenfalls verbunden mit einer zehnprozentigen Reduktion der Richtergehälter.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Niemand will die SRG verteufeln – aber sie darf auch keine heilige Kuh sein»

Mattea Meyer und Andrea Caroni schwärmen für die gleiche TV-Serie. Doch bei der Frage nach der Finanzierung und dem Service public enden die Gemeinsamkeiten

Mattea Meyer

Geschätzter Kollege, die aktuelle SRG-Debatte ist grotesk: In Zeiten von Fake-News - Trump lässt grüssen! - und machtbesessenen Milliardären, die Medien kaufen, um die öffentliche Meinung zu steuern, diskutieren wir über einen Abbau des medialen Service public. Wie stehen Sie zur SRG?

Andrea Caroni

Geschätzte Kollegin, als Liberaler frage ich mich bei staatlichen Aufgaben stets, in welchem Umfang sie wirklich nötig sind und wie man sie am besten erbringt. Sicher braucht es in der kleinsten Schweiz eine gewisse staatliche Medienförderung, von mir aus in Form einer SRG. Aber die heutige SRG überbordet. Ist für Sie alles, was die SRG bringt, automatisch Service public, also auch Spartenradios ohne Zuhörer oder eine US-Serie wie «Grey's Anatomy»?

Mattea Meyer

Es ist doch eine absurde Vorstellung von Service public, dass dieser nur in Gebieten tätig sein darf, in denen die kommerziellen Anbieter nicht sind. Wo liegt das Problem, wenn auch die SRG das Publikum unterhält? Privat ist nicht einfach besser. Und schon gar nicht billiger. Die Preise für Bezahl-TV, mit einem begrenzten Angebot an Sport und Unterhaltung, liegen deutlich über den Gebühren für das Vollprogramm der SRG. Wollen Sie in Zukunft für das Fussballspiel separat zahlen?

Andrea Caroni

Wie statistisch. Nach Ihrer Logik müsste der Staat ja auch in Konkurrenz zu den privaten Bäckereien Brot backen. Echter Service public aber muss den sogenannten Public-Value-Test, wie ihn die BBC schon anwendet, bestehen, also ein Angebot erbringen, das staatspolitisch notwendig, aber privat nicht erfüllbar ist. Dafür braucht die SRG übrigens auch kein Vollprogramm, sondern sollte als reiner Public-Content-Provider diese ausgewählten Inhalte allen zur Verfügung stellen.

Debattierer



Mattea Meyer, 30, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Sie ist Co-Präsidentin der SP Winterthur und Co-Präsidentin der Sans-Papiers-Plattform Schweiz.



Andrea Caroni, 37, ist FDP-Ständerat aus dem Kanton Appenzel Auser-rhoden. Er arbeitet als Rechtsanwalt und ist Vizepräsident der FDP Schweiz.

Den Rest machen die Privaten gegen Abo-Gebühren und/oder Werbeeinnahmen - man muss sie nur lassen. Ich zahle mein Fernsehabo für Tennisübertragungen übrigens schon heute selber. Warum sind Sie nicht bereit, für Ihre Lieblingssendung zu zahlen?

Mattea Meyer

Das ist ja interessant, dass Sie die BBC als Vorbild bringen. Ich habe kürzlich die von der BBC mitproduzierte Serie «The Night Manager» geschaut - unterhaltend und sehenswert. In Ihrer Logik dürfte es so etwas nicht geben. Bemerkenswert ist ja auch, dass das Budget der SRG viel tiefer ist als das von vergleichbaren Sendern in Nachbarländern. Ich werde den Eindruck nicht los, dass die unabhängige SRG für ein paar finanzkräftige Investoren ein Dorn im Auge ist. Sie wollen lieber ungestört Radio, TV und Presse beherrschen - und damit die Macht über die öffentliche Meinung haben. Die SRG ermöglicht Vielfalt und garantiert, dass sich die Menschen eine Meinung bilden können. Sie zu schwächen, bedeutet, die Demokratie schwächen zu wollen. Wollen Sie das?

Andrea Caroni

«The Night Manager» war toll - aber dafür hätte es den Staat nicht gebraucht. So haben ja auch Private «House of Cards», «Breaking Bad» oder «Game of Thrones» produziert. In der Schweiz ist das aufgrund der Kleinst-räumigkeit zwar anders, die SRG-Serie «Der Bestatter» wäre ohne öffentliche Hilfe schwierig. Das gilt aber nicht für all die unzähligen Casting-Shows, Sportübertragungen oder Spartenradios. Gerade in der krakenhaften Ausbreitung der SRG liegt eine Gefahr für die Meinungsvielfalt und damit die Demokratie. Das ist eine unfaire Konkurrenz für die Privaten, sei es auf dem Werbe- oder dem Zuschauermarkt. Das schwächt die Privaten und damit die Vielfalt. Was haben Sie eigentlich gegen die Vielfalt der privaten Medien? Und sollte die SRG Ihrer Meinung nach auch gleich noch das sprachregionale Zeitungsmonopol erhalten?

Mattea Meyer

Selbstverständlich produzieren auch Private tolle Serien und tragen zur Vielfalt bei. Doch mit Ihrer Verteufelung der SRG leisten Sie denen Vorschub, die die SRG aus Machtkalkül und Profitinteressen ausbluten lassen wollen. Bereits heute haben vielerorts private Medienkonzerne ein Gebietsmonopol über TV, Radio und Zeitung, zum Beispiel die AZ-Medien in der Region Aargau. Die SRG funktioniert sozusagen als Monopolbrecherin und schafft überhaupt einen Markt. Sie garantiert ein ausgewogenes Programm in allen Landesteilen und Landessprachen. Wir sehen doch gerade bei den Print- und Online-Medien, wohin es führt, wenn die Redaktionen nur noch der Profitlogik folgen: Klicks zählen mehr als fundierte Recherche. Sollten wir uns also nicht vielmehr überlegen, wie wir den Niedergang der Qualitätsmedien stoppen, statt die SRG zurückzustutzen?

Andrea Caroni

Niemand will die SRG verteufeln - aber sie darf auch keine heilige Kuh sein. Wir müssen sie ordnungspolitisch sauber auf ihren Kern fokussieren. Langsam kommt mir aber ein Verdacht, wo Ihre nach rechts gerichteten Verschwörungstheorien gegen die privaten Medien herrühren: Ihnen gefällt an der SRG, dass sie einen gewissen Drall nach Mitte links hat. Ein Beispiel: Ich war jüngst im «Club» zur AHV. Obwohl FDP und SVP die Abstimmung gewonnen hatten, sass ich allein vier (!) Befürwortern dieser SP-CVP-Vorlage gegenüber. Dabei wurde ich häufiger unterbrochen als Paul Rechsteiner, der zweieinhalb Mal so viel Redezeit erhielt. Sie sind doch für Transparenz in allen Lebenslagen. Wie wäre es, wenn die SRG-Journalisten ihre Parteiverbindungen angäben? Wie hoch, glauben Sie, wäre der Anteil von FDP- oder gar SVP-Sympathisanten? Und um den Kreis zu Ihrer Einstiegsfrage zu schliessen - es gibt auch linke Fake-News, denn wie sagte schon DDR-Chef Walter Ulbricht: «Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.»

Strittis Schlagzeile

Zur Gastrokritik der Woche.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKK in Zürich.